

# „Im Plattenbau zu leben, war in der DDR kein Stigma“

Christian Thoenke malt Bilder von DDR-Neubauvierteln. Seine Mutter Bärbel entwirft Meissner Porzellan und sagt im Doppelinterview: „Der Westen will uns immer noch erklären, wie wir gelebt haben“

ANJA REICH UND WIEBKE HOLLERSEN (INTERVIEW),  
STEPHAN PRAMME (FOTOS)

**B**ärbel Thoenke war die bekannteste Porzellangestalterin der DDR. Ihr Sohn Christian Thoenke erlebt mit seinen Gemälden von verlassenen DDR-Neubauvierteln gerade seinen Durchbruch. Zum ersten Mal geben die beiden ein Interview zusammen, in der Wohnung der Familie am Bürgerpark in Berlin-Pankow, in der Bärbel Thoenke auch ihr Studio hat. Mit 87 arbeitet sie immer noch. Der Mann von Bärbel Thoenke hat Käsekuchen gebacken.

*Herr Thoenke, in gleich zwei Ausstellungen in Berlin und Potsdam werden jetzt Ihre Bilder gezeigt. Warum ausgezeichnet Plattenbauten?*

CHRISTIAN THOENKE: Weil sie für Entwicklungen in Ostdeutschland seit den 90er-Jahren stehen. Moderne Gebäude, die leer stehen und von der Natur überwuchert werden. Ein Zeichen dafür, dass etwas Unplannmäßiges vorgefallen ist.

*Haben Sie auch selbst mal im Plattenbau gewohnt?*

CHRISTIAN THOENKE: Nein, nie. Ich habe aber trotzdem eine Beziehung dazu, da ein Teil meiner Familie in solchen Wohnungen gelebt hat, und auch Freunde von mir. Es gab einen dramatischen Mangel an Wohnraum, und die Leute waren glücklich, wenn sie eine dieser hellen Wohnungen mit Warmwasser und Zentralheizung ergattern konnten. Man hat jemanden, der aus dem Neubaugebiet kam, nicht anders angeschaut als jemanden, der in einem Altbau wohnte. Dass dann nach der Wende eine Abwertung stattgefunden hat, fühlte sich falsch an.

*Und auf diese Abwertung wollen Sie aufmerksam machen?*

CHRISTIAN THOENKE: Ja, denn sie geht einher mit einer Veränderung, die Städte und noch vielmehr der ländliche Raum erfahren haben, durch das Plattmachen ganzer Industrieregionen in den 90ern. Die Menschen gehen weg, die Häuser stehen leer. Das sind keine Entwicklungen, die sich ohne weiteres korrigieren lassen. Die Leute fehlen einfach, und das ist etwas, was Westdeutsche oft nur schwer nachvollziehen können, da sie diese Erfahrung in dieser Drastik nicht gemacht haben, wengleich der Strukturwandel ja auch dort zu beobachten ist.

BÄRBEL THOENKE: Im Plattenbau zu wohnen, war in der DDR kein Stigma. Erst später war es ein Instrument, um zu sagen, alles war Schiet. Die Menschen, die dort lebten, wurden in den Medien oft vorgeführt. Das empfand ich als sehr unangenehm, auch wenn man es selbst nicht direkt erfahren hat.

*Frau Thoenke, Sie haben in der DDR wunderbar schlichtes, elegantes Porzellan entworfen, aber auch die einzigartige Brüstung der Terrasse vom Café Schönbrunn im Volkspark Friedrichshain gestaltet. Wie kam es dazu?*

BÄRBEL THOENKE: Christian war schon dabei, in meinem Bauch. Ich bekam den Auftrag von den für das Café verantwortlichen Architekten. Kunst am Bau war ein wichtiges Standbein für freiberufliche Künstler. Zum Glück haben die neuen Besitzer meine Terrassenbalustrade erhalten. Denn leider sind nach 1990 viele andere dieser Werke abgebaut oder sogar zerstört worden.

*Wie kommt es, dass Sie beide Künstler geworden sind, erst die Mutter, dann der Sohn?*

BÄRBEL THOENKE: Ich komme aus einer Handwerkerfamilie und wusste gar nicht, was ich machen sollte. Es gab viel Kummer und Tränen, weil ich erst nicht zur Oberschule durfte.

*Warum durften Sie nicht?*

BÄRBEL THOENKE: Weil meine Eltern Handwerker und keine Arbeiter waren. Sie hatten eine Werkstatt für Autoelektrik in Stralsund. Aber nach dem 17. Juni 1953 wurden die Regeln gelockert und ich konnte dann doch Abitur machen. Danach bin ich auf Empfehlung des Malers Tom Beyer aus Stralsund für ein Jahr in die Töpferwerkstatt von Arnold Klünder nach Ahrenshoop gekommen.

*Wo die Fischlandkeramik herkommt?*

BÄRBEL THOENKE: Die kommt aus einer anderen Werkstatt. Aber das war eins meiner schönsten Jahre. Wenn ich da alles begegnet bin! Ich wollte aber auf gar keinen Fall Scheibentöpfer werden.

*Warum nicht?*

BÄRBEL THOENKE: Man ist so schnell fertig. Die Scheibe dreht sich, man klatscht den Tonklumpen drauf, zieht ihn mit den nassen Händen hoch, schneidet das Gefäß mit dem Draht ab, fertig. Ich sitze lieber lange an Gipsmodellen, an Linien, Rändern, Henkeln.

*Wie war das mit Ihnen und der Kunst, Herr Thoenke?*

CHRISTIAN THOENKE: Ich habe mich nie bewusst dafür entschieden, aber ich habe als Kind in der Werkstatt meiner Mutter Dinge aus Ton geformt, war später in Kunstzirkeln, die es im Osten gab und habe mich dann in Weißensee an der Kunsthochschule beworben, die mich gleich angenommen hat.

BÄRBEL THOENKE: Wenn ich ihn gefragt habe, willst du das auch mal machen, was ich hier mache, hat er gesagt: Nee, keene Töppe. Tiere wollte er formen.

*Was war Christian für ein Kind?*

BÄRBEL THOENKE: Ich war selig, dass ich ihn hatte. Ich hatte vorher zwei Fehlgeburten. Aber er war kein schwieriges Kind, nein.

CHRISTIAN THOENKE: Meine Schwester und ich haben ein sehr inniges Verhältnis zu unseren Eltern und das große Glück, dass die beiden sich auch so gut verstehen.



Künstlerisches Talent und Leidenschaft, das verbindet sie: Christian Thoenke und seine Mutter Bärbel Thoenke

**„Im Westen war man mehr kundenabhängig, hat schneller auf modische Einflüsse reagiert. Bei uns in der DDR hat das Amt für Formgestaltung Prädikate verteilt.“**

Bärbel Thoenke

*Was verbindet Sie beide künstlerisch?*

CHRISTIAN THOENKE: Die Auffassung. Wenn man mich nach meinem künstlerischen Vorbild fragt, würde ich immer meine Mutter nennen. Seit ich ganz klein war, habe ich diese Hingabe, diese Leidenschaft, das Interesse an der eigenen Arbeit bei ihr beobachtet. Das hat mich sehr geprägt. Und sie ist ein absoluter Perfektionist, bis ins Letzte. Ich bin da vielleicht nicht ganz so extrem.

BÄRBEL THOENKE: Na, sei mal still!

CHRISTIAN THOENKE: Okay, ich kann vielleicht auch nicht sagen: Ach, ich lass das jetzt so, passt schon. Ich versuche schon, es so weit zu treiben, bis ich denke, mehr geht jetzt nicht.

*Sie haben in den Neunzigern in Weißensee studiert, wie Ihre Mutter in den Sechzigern. Wie war das?*

CHRISTIAN THOENKE: Ich habe mal eine Mappe meiner Mutter gefunden aus ihrem Grundlagenstudium. So gute Zeichnungen habe ich nie zustande gekriegt. Man muss schon sagen, dass sie die Leute im Osten sehr gut handwerklich ausgebildet haben. Mein Studium in den Neunzigern war zwar von allem ideologischen Ballast befreit, dennoch habe ich es als sehr verschult und langweilig empfunden. Was vielleicht aber mehr daran lag, dass ich damals Anfang 20 war und das Nachtleben der Berliner Clubs viel interessanter fand. Auch hatten viele der Professoren schon an dieser Kunsthochschule studiert, waren nie draußen und konnten uns keine Vorstellung vermitteln, wie es danach weitergeht.

*Gab es damals nicht schon Westprofessoren an der Hochschule?*

CHRISTIAN THOENKE: Ja, klar. Aber das waren auch meist nicht die großen Namen.

*Gab es Spannungen zwischen Ost- und Westdeutschen?*

CHRISTIAN THOENKE: Zum Anfang nicht, da waren die Studenten noch sehr aneinander interessiert, und die wenigen Westdeutschen, die es gab, haben sich ja bewusst für eine Hochschule in Ost-Berlin entschieden. Die hatten Fragen, und da sind auch viele Freundschaften entstanden. Erst später, Ende der 90er, ist das gekippt,

als es so viele Studenten aus Westdeutschland waren, dass diese eher unter sich geblieben sind. Dann hat eine gewisse Entfremdung eingesetzt.

*Gab es für Sie nach dem Ende der DDR einen Bruch, Frau Thoenke? 1996 haben Sie in einem Fernsehinterview gesagt: Künstler würden Sie heute nicht mehr werden.*

BÄRBEL THOENKE: Mit dem Mauerfall fiel der staatliche Kunsthandel weg, die Aufträge brachen ein. 1998 hatte ich eine große Ausstellung im Grassi-Museum in Leipzig, da hat sich die Situation entspannt. Aber vorher war eben diese große Unsicherheit.

CHRISTIAN THOENKE: In den 80er-Jahren haben uns die Leute beim Fest an der Panke die Sachen meiner Mutter aus den Händen gerissen. Keramik war extrem populär. Freunde meiner Eltern haben zeitweise in ihrer Werkstatt gearbeitet, teilweise Akademiker. Töpfer oder Keramiker war einer der Aussteigerberufe schlechthin.

BÄRBEL THOENKE: Ein richtiger Aussteigerberuf, ja.

CHRISTIAN THOENKE: Die wollten lieber unabhängig sein, sozusagen lieber freidrehen, als eine feste Anstellung haben.

*Keramik war total angesagt in der DDR. Wie kam das?*

BÄRBEL THOENKE: Es gab einerseits einen großen Bedarf und andererseits konntenst du mit deiner Hände Arbeit etwas fertigen, dich auf den Markt stellen und verkaufen. Es war nicht besonders gern gesehen, aber es ging, und viele Kollegen sind so über die Runden gekommen.

CHRISTIAN THOENKE: Man muss dazu sagen, dass mein Vater in der Zentralstelle für Diabetes gearbeitet hat und nach der Wende in die Senatsverwaltung für Gesundheit übernommen wurde. Dadurch konnte Bärbel ohne finanziellen Druck überhaupt freiberuflich weiterarbeiten. Wenn beide Künstler waren, war das viel schwerer.

BÄRBEL THOENKE: Bis zum Mauerfall habe ich ein bis zweimal im Jahr eine Kollektion für den Staatlichen Kunsthandel gemacht. Die war am ersten Tag verkauft, so komisch das klingt. Nach der Wende gab es Geschirr auf einmal überall ganz billig, bei Ikea oder so.